

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Donnerstag, 10. November

1927.

(27. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Das Stigma Indiens.

Der große Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd schraubt sich aus dem Hafen von Singapore in den offenen Indischen Ozean. Der schweigsame Arzt aus Batavia hält sich nie im Rauchzimmer auf. Er verbringt den Tag an Deck. Gewöhnlich trägt er eine Brille aus Rauchglas, als ob das Starren auf die funkenwimmelnde Wasserwüste seinen Augen weh tue, er es aber trotzdem nicht lassen könne, nach Westen zu spähen. Nur, wenn der maßlose Wolkenprunt in der Malakkastraße den Beginn des Abends kündigt, nimmt er die Brille ab und steigt auf opalfarbenen Stufen tief in Noras mütterliches Herz.

Er weiß, daß sein Leben eine unerhörte Wendung erfährt. Hinter ihm, im weichen Scheine, verdämmert Indien. Meilen nach Meilen mühen sich, ihn zu trennen von der jaugenden Kraft dieser dunkelbesautes Ufer, dieser glutgebadeteten Höhenketten.

Noch sitzt ihm der Hunger in der Brust. Doch ist das Verlangen nach dem Gift keine vergewaltigende Faust mehr, die ihn im Nacken packt und zum Psuhl niederbeugt. Der hämische kleine Dämon aus der Schildpattbox zupft nur noch, wenn auch peinvoll, in Abständen an seinen Nerven. Er gibt sich noch nicht ganz zufrieden. Aber Kehmerdill weiß, daß die Zukun-gen allmählich einschlafen, gelindert werden und gelöst vom großen, allumsfassenden Glücksgefühl.

Die Etappen der Reise reifen langsam ihrem Ende zu. Lärm und Geschwirr der Häfen versinkt. Jene besten Träume werden durchsteuert: das Rote Meer, das Brauwasser der Welt. An Abenden steigt, aus deutlicher Dämmerung, deren Dauer wächst, scharf das staubige Drangerot kahler entgleitender Ufer. In den Dunkelheiten webt es fern von Türkis, bis das grelle Gefunkel der sich wandelnden Sterne entsteht: als habe man eine Handvoll Juwelen hinaufgeschleudert, die seltjam körperlich hängen bleiben im Raum.

Und tagsüber — nach Suez — öffnen sich die tiefsten Verschwiegenheiten sandiger Welten neben totem Quallenwasser. Im weißen Morgenlicht rühren sich seidene Kamel. Violette Salzfaken funkeln in unerhörter Wüstenklarheit . . . Und diese Klarheit erfüllt auch ihn.

Das Klima wechselt; kühler Nordwind braust; Februarwind; man sucht europäische Kleidung heraus, man fröstelt . . . Denn die alte Heimat kommt näher, die Mutter allen erstikten Empfindens, das nun siegreich hervorbricht mit verwunderten Fragen, mit süßem Erschrecken: — Europa.

Im Hause Erdbrinks in Hamburg, in einem Palais, das wie eine kleine Sandsteinfestung in den Gärten an der oberen Alster steht, wartet Nora.

Es ist in einem hohen Raum zu ebener Erde, dessen französische Fenster, mit weißen Mullvorhängen verhängt, in den nebelgefüllten Garten blicken. Es ist kalt; so brennt ein Feuer im geräumigen Kamin. Der Raum enthält mehrere große zwanglos hingestreckte Hauteuils; ein Messingtischchen für Tee steht in der

Nähe des Kamins. Das Parkett ist seiner ganzen Breite nach von einem Smyrna mit verschwommen-roten Mustern bedeckt.

Es wird keine halbe Stunde mehr dauern, dann steht er vor ihr. — Sie trägt ein dunkelblaues Kleid aus feinsten Wolle; oben teilt es sich; die Brust ist halb bedeckt von einem Einsatz aus Goldbrokat. Um den offenen Hals schlingt sich eine Kette milchweißer Perlen und pendelt bis zum Schoß herab.

Seit sie heute auf ihn wartet, hat sie das Sofa nicht verlassen. Die Brust über die Seitenlehne geschmiegt, starrt sie in die knadende Glut. Auf ihrer Stirn nistet die Brauensalte. Sie ist von ungeheurer Nachdenklichkeit; ihre Lippen bewegen sich flüsternd, als ziehe sie die Bilanz mit Erdbrink; ein paar Wochen noch, dann muß ein fetter Schluffstrich daruntergezogen werden von einer Hand, die nicht zittern darf. Dann wird das Hauptbuch zugeklappt mit einem Knall, und man nimmt ein neues mit blütenfrischen Blättern. — Aber ihre Hand darf nicht zittern!

Die Klingel draußen schrillt. Nach einer Pause, die von aufgeregten Herzschlägen durchbebt wird, meldet der schwarzgekleidete Diener in den Raum hinein:

„Herr Doktor Kehmerdill.“

„Ich lasse bitten“, tönt es zurück wie aus einer Gruft. Ein einsames Säghen! Sie hat es in den Saft der Polsterung hineingesprochen. Der Diener hört mit geschärftem Ohr die Zustimmung heraus.

Zunächst sieht der Doktor nur das Licht, das die Stores erzeugen, und eine Dämmerung, die auf den Sesseln dort am Ende des großen Raumes nistet und mit den zuckenden Flammenschnitten auf dem weißen Teppich kämpft. Dann aber sieht er das kleine, blasse Gesicht, das unter der goldbraunen Pagenlappe hervor über die Lehne des Sofas lugt, und den leuchtenden Hals.

„Nora“, sagt er und geht etwas zögernden Schrittes auf sie zu. Sie kommt ihm nicht entgegen. In ihrem Blick ist ein Staunen.

Sie läßt sich von ihm küssen und gibt den Kuß wieder. Sie will nicht, daß er sieht, daß sie staunt. Um ihn noch besser betrachten zu können, schiebt sie ihn an den Schuftern von sich.

Er trägt einen Anzug aus gutem Stoff, etwas frisch Englisches, sportlich Betontes; daran, daß sich da und dort Falten bilden, wo sie nicht hingehören, sieht man, daß er fertig gekauft ist. Einen hohen Hemdkragen trägt er und eine erstaunliche Krawatte von grellem Blau. Die Strümpfe harmonieren nicht damit.

„Dies sind ja Außerlichkeiten . . .“, denkt sie verbissen. „In ein paar Tagen gewöhnt man ihm das ab.“ — Sie hat ihn bisher nur im makellosen Weiß eines zweimal täglich gewechselten Leinenanzuges gesehen. — Und jetzt, zum erstenmal, sieht sie auch, daß seine Gesichtsfarbe und seine Hände gelb sind. Es ist nicht auffallend; bewahre; es ist nur ein Ton der Haut, ein Hauch von Gelb, der seltjam absticht von dem Teint anderer Leute, unter denen sie vorher lebte und jetzt wieder lebt. Es ist nur ein Hauch . . . Und doch wickelt

es wie das Symptom eines Lasters, als komme dieser Mensch aus einer gefährlichen, abseitigen Atmosphäre. Sie ist fast untröstlich darüber, daß sie dies gerade in diesem Augenblick bemerkt.

„Das ist ja alles belanglos!“ wiederholt sie formelhaft bei sich. „Es ist mein Freund; es ist der Mann, den ich liebe.“ Ihre Augen verschleiern sich. „Sehe dich doch, Otto. Nun bist du also da. Nun bist du da!“

Er läßt sich auf dem Sessel ihr gegenüber nieder. Seine Erregung nimmt ihm die Worte; nach alter Gewohnheit läßt er die Schnurrbartspitzen durch die Finger gleiten. . . . Durch Finger, die ebenso wackeln und zittern wie bei einem Genesenden. Der Blick, mit dem er sich umsieht, hat etwas Unsicheres. Er bemüht sich, diese Unsicherheit durch ein Lächeln zu verdecken.

Auf einmal wird ihr seltsam klar, was sie empfindet. Es ist nicht Rehmerrill, der sich verändert hat.

Er bringt dies unsäglich Fremde mit sich, das er in sich ausgegossen hat zehn Jahre lang, das ihn in den Klauen hatte, und strahlt es aus. Er kann nichts dafür! Aber aus jeder seiner Bewegungen steigt äffend dies Fremde auf wie ein Gespenst. . . . Wie ein zweites schemenhaftes Gesicht, eine zweite Kontur, in der er steckt; eine Hülle. . . .

Grelle Farben entrollen sich vor ihrem inneren Auge; geisterleis dringt Geschrei an ihr Ohr, ihre Brust wird beklommen vom Gedächtnis an eine fragwürdige Schwüle, an ein Asthma. . . . Indien.

Sie kämpft. Sie atmet tief auf. „Otto!“ sagt sie. „Sprich, Otto!“ Sie gleitet hinüber, und wühlt mit ihren Augen in den seinen. . . . Er blinzelt; sein Lächeln wird zur pathetischen Grimasse. Sie faßt sich und geht an den Teetisch. Sie schenkt ein und bringt ihm die Tasse. Er schlürft sie gierig hinunter, als sei es etwas Berausches. — Und endlich findet er Worte.

„Ich habe deinen Brief nach Port Said erhalten. Es ist also noch nicht ganz so weit?“ (Ist seine Stimme auch verändert? Ist das die alte Stimme von damals auf dem Tibodas, die Stimme des trostreichen Freundes? Ach was, sie ist ihrer nur entwöhnt, dieser leicht schleppenden Akzente, dieser netten kleinen Sprachschneider, die sie damals völlig überhörte!)

Sie rafft sich zusammen. — „Noch nicht ganz; nein“, sagt sie ruhig. „Die Formulare sind noch nicht unterschrieben.“ — („Meine große Liebe, meine einzige und letzte“, betet sie dabei, als wolle sie sich an ein Stichwort klammern. . . .) „Wie lang‘ dauert das noch?“

„Vielleicht drei Wochen, Otto. . . . Du wohnst im Hotel?“

Ja. — Er wohnte im Atlantic. — Man sei dort leidlich aufgehoben.

Das Groteske der Situation überwältigt sie plötzlich. Hier sitzen sie beide nach einem unerhörten Erlebnis, das sie sprunghaft einander schenkte wie zusammenschließende Kristalle und wechseln konventionelle Redensarten wie im Coupé. — — Sie lacht hell auf.

„Otto!“ ruft sie, „was sind wir doch für Menschen. Denke dir, hier habe ich gewartet und gewartet, mein Lieber. . . . Auf dem Atlas habe ich die Tage markiert, bis du kommen würdest. — Wenn er sich nur nicht den Schnupfen holt! habe ich gedacht, als du aus dem Suezkanal hervortrochst und deine Nase in den Nordwind stecktest. . . . Er kommt aus der Hitze; man muß ihn in Wolle wideln und gut behandeln! — Du bist wohl ein wenig konfus, wie? Ich kann's mir denken; zehn Jahre sind ja eine so lange Zeit in dem schrecklichen Land. Aber wart' nur. Ich pflege dich! Ich modelle dich um! Ich mache dich gesprächig! Du findest dich schon hinein in unser altes Europa. Dir ist alles fremd geworden, wie? Das ist so begreiflich. . . . Siehst du! Nun faßt du schon Vertrauen.“

Es zuckt in seinem Gesicht. Dann macht er eine Gebärde, als wische er mit der Hand etwas von der Stirn, und lächelt wieder. Doch ist es kein Krampf der Wangenmuskeln mehr; es ist das Lächeln eines Menschen, der sich seiner Genesung bewußt wird.

Und nun macht er einen Anlauf zur Gesprächigkeit, der alles wettmachen soll —: „Du hast ganz recht, Nora. — Es hat tausend Gründe, warum ich dir jetzt schwerfällig erscheine. War ich die heiße Tretmühle da drü-

ben auch sterbenssatt, so war sie mir doch zu einer Sorte übler Gewohnheit geworden. . . . Du kamst und riffest mich heraus. Gabst meinem Dasein anderen Sinn. Heyermans, der herrliche Kerl — (ich glaube fast, er war selbst ein wenig in dich verliebt!) — hat noch das Seinige getan, um mir die Scheuklappen herunterzureißen. Ihr zwei wurdet die Pole, ihr wart das Trokendoel, und da zog man das Brad hinauf und firnigte und tafelte es neu. . . .“

„Es sieht schon ganz passabel aus“, pflichtet Nora bei. — „Ich lege noch letzte Hand, du erlaubst, an die Tafelage. . . .“

„Nun der zweite Punkt. Geschmacksfragen. — Man ist ein wenig Outsider geworden; wie? — Die weißleinene Menschheit dort braucht weder Krawatten noch Hemden. — Doch man verfiert sich. . . . Du schwelgst hier im Zentrum der Kultur; das sieht man. Ich nehme an, das sind deine Einfälle. . . .“ — er blickt sich um. — „Das heimelt mich derartig an, daß ich fast verwirrt bin. — Dritter Punkt: Du weißt, ich bin so ziemlich gewohnt gewesen, der Menschheit drüben meine Wünsche zu diktieren. Sie heißen Mahil, oder Kas, oder sonstwie! das sind verständliche Namen. Man pfeift; sie kommen. — Hier aber gibt es die große Höflichkeit. Kellner, Zimmermädchen, Liftboy, Portier — alles macht leere Phrasen. . . . Jedem hängen Spruchbänder zum Mund heraus. Ich werde wie ein Patient behandelt. Ich bin der Rabob.“ (Fortsetzung folgt.)

November.

Der Esche letztes Blättlein schwirrt im Winde,
Der sich zum Bergwald schwingt auf trägem Flügel,
Der flinke Kleber knistert um die Rinde,
Und Nebel frösteln dünn um Tal und Hügel —
Bald schläft die Kunde.

Aus brauner Laubflut greift mit kühlem Reife
Den Hang empor an meine stille Halde
Der Buchen Chor. Verloren huscht die Reife;
Sie wispert ruhlos ihre bange Weise,
Und trocken klopft ein Specht im Dämmerwalde —
Was träumt ihr, Berge?

Hans Bend.

Fahrt in den Schirokko.

Von Viktor Klages.

Nachdem man mir in Wien fünf Schilling für's Baarschneiden abgenommen hatte, beschloß ich, diese schöne Stadt zu verlassen. Der D-Zug nach dem Süden ging um 21 Uhr, also 9 Uhr abends, rechne ich aus, denn der praktische Endzweck der doppelten Zeitbestimmung ist die Schärfung des Talents für Kopfrechnen bei all jenem Volk, das nicht zur Eisenbahn gehört. Platzkarten gibt es nicht, man muß zeitig kommen. Bereits ein Viertel vor acht vertrau ich mich zitternd einem der Wiener Autochauffeure an, die immer links fahren und in einem Tempo, daß, wenn sie in Berlin wären, der Postkist mit dem Strafmandat als Stammgast auf dem Bod mitfahren würde. Ein gnädiges Schicksal, das ich nicht verdient, landete uns am Südbahnhof; es war diesmal weiter nichts passiert, nur als der Wagen über eine Straße mit Kakenlopfplaster raste, hatte mich das federnde Polster mehrmals gegen das Verdeck geschleudert, doch ich habe einen harten Schädel, und der Chauffeur bekam zwanzig Groschen Trinkgeld.

Seelenruhig, im Gefühl, einer der Ersten auf dem Bahnsteig zu sein, händige ich meinen Koffer dem Träger aus, schreite langsam hinterher. Es hätte auch nichts genützt, wenn ich gerannt wäre, nichts mehr genützt. Der Zug war voll bis obenhin, kein Platz zu finden! Der Kondukteur, wie man den bemühten Herrn nach Landesbrauch nennt, erwidert auf meine Beschwerde: „Mann's die Platz, wo noch frei san, all zahl'n sollt'n!“ Merkwürdig, so was sagen einem diese Leute überall in der Welt, ob sie nun Kondukteur oder Zugführer oder sonstwie heißen. Später, als der Mann mir wieder vor Augen trat, um die Karte zu lochen, hab' ich ihn beim Wort genommen und seinen Imperativ loach umgekehrt — nämlich all das Geld verlangt, das die Fahrgäste bezahlt hatten, die stehen mußten. Aber da kniff der Herr Kondukteur, und ich mußte meinen Rohrplattentoffer im Gang vor dem Kabinett 00 aufrichten, und auf der Kante des Koffers hab' ich balanciert bis Jagreb, das früher Haram hieß.

Auf dem Bahnhof in Zagreb hatte ich das dringende Bedürfnis, mich zu waschen. In dem D-Zug-Kabinett, vor dem ich die Nacht zugebracht, befand sich zwar ein Waschbecken, auch war ein Kran darüber, aber das alles diente offenbar nur dazu, die Erinnerung an gewisse Kulturpflichten aufrecht zu erhalten, denn Wasser lief nicht. Ich will nichts gegen den Zagreber Bahnhof sagen, er ist ein bißchen mißfällig für eine so große Stadt, und in die Wartehalle kann man beispielsweise nur gelangen, wenn man die Sperre passiert, in die Stadt geht, einen Bogen schlägt und von der anderen Seite zurückkommt — also nach langem Suchen fand ich eine kleine Pumpe, die hatte einen Eisenschwengel, und man mußte in einem irrsinnigen Jazztempo pumpten, bis ein Strahlchen Wasser kam, und wenn man aufhörte, um die Seife zu gebrauchen, floß auch das Wasser nicht mehr. Das war nun eine ärgerliche Geschichte. Wie ich mich umschaue, ob nicht vielleicht doch eine andere Wascheinheit zu finden sei, blicke ich einem Polizisten in die Augen, einem Polizisten mit englischem Helm und Gummiknüppel, der interessiert meine Bemühungen verfolgt. Ich kann nicht gerade viel Kroatisch, aber voda heißt Wasser, das wußte ich, und als der Polizist dieses hilflossehend gestammelte Wort hört, nickt er freundlich und tritt an die Pumpe und pumpt aus Leibeskraften, und ich wasche mich. Alle die Südslawen, die auf dem Bahnsteig promenieren, scheinen es ganz in der Ordnung zu finden, daß der Polizist mir das Wasser über die Hände pumpt, nur die Fremden machen erstaunte Gesichter. Diese Fremden, ich will es bekennen, waren meist Deutsche, und man kann es ihnen nicht übelnehmen, daß sie erstaunte Gesichter machten, denn, bitte — sagen Sie mal zu einem Schupo auf dem Bahnsteig das eine Wörtchen „Wasser“, und er wird ganz was anderes tun, als Ihnen den Pumpenschwengel bedienen.

Nach der Ankunft in Susak, dem südslawischen Teil von Fiume, erfahre ich, daß der nächste Dampfer in zehn Minuten geht; dann geht erst in vier Tagen wieder einer. Den Jungen, der mein Gepäck trägt, sage ich wie einen Risikakuli vor mir her, er läuft durch ein Gewirr von Eisenbahngleisen und Holzstapeln, mit bloßen Füßen, und ich bitte im stillen den Himmel um Verzeihung für meine Rohheit. Der Dampfer pfeift, wir sind am Kai; der Dampfer pfeift zum zweitenmal, ich habe meine Karte, will den Jungen entlohnen; er fordert 20 Dinar, der Dampfer pfeift zum drittenmal, ich werfe dem Bengel das Geld zu, packe meinen Koffer, ersüßere das Fallreep und mache derweil jene Bitte um Verzeihung beim Himmel rückgängig, denn 20 Dinar sind mindestens um 10 Dinar zu viel. Wie ich später erfahren sollte, sind die Gepäckträger, ob jung oder alt, so ziemlich die einzigen Menschen in Südslawien, die den Brauch des Neppens uns abgeguckt haben.

Ich will nach Kotor, ehemals Cattaro, fahren, das sind mit dem Eildampfer anderthalb Tage und anderthalb Nächte, also muß man eine Kabine haben. Das Bech aber scheint mich von Wien her zu verfolgen. Es ist alles besetzt, Kabinen bestellt man nämlich im voraus, und da ich es widerlich finde, auf Reisen etwas im voraus zu tun, muß ich meinen Grimm schweigend verschlucken. An und für sich hatte ich nichts gegen eine Nacht auf Deck, es liegen viele solcher Nächte hinter mir, aber ich war ohne Mantel und ohne Decke, und nach dem Dunkelwerden war es ganz gewiß vorbei mit der molligen Wärme. Zweifellos sagt jetzt die Mehrzahl derer, die dieses lesen: Wie kann man aber auch ohne Mantel und ohne Decke... Je nun, am liebsten würd' ich mit dem Kofferapparat im Taschentuch reisen, darüber hat sich nun schon die ganze Verwandtschaft geärgert, und es hat keinen Zweck, daß sich auch andere Leute noch aufregen.

Ich habe in dieser Nacht vor Frost elend geklappert, denn man muß sich schließlich einmal hinsetzen. Aber selbst ein schöner Deckstuhl, für den man 10 Dinar Leihgebühr bezahlt hat, wird un bequem, wenn die Knochen anfangen, rhythmisch gegeneinander zu schlagen. Mit dem Deckstuhl bin ich von einem Winkel in den anderen gewandert. Mal hab' ich's, von der Wärme angezogen, am Maschinensticht versucht — heil' Gott, ich weiß nicht, wie man das auf Landrätisch nennt; es ist das Oberlicht des Kesselraums — aber da flog mir der Kohlenstaub um die Nase, und mein Kragen sah bald aus wie der Hautrest eines Zebras. Dann bin ich ganz hinten aufs Achterdeck gegangen, dort ist ein sehr geschütztes Plätzchen, nur hatte sich da ein Bärchen lang gemacht, das behauptete, es sei auf der Hochseitsreise. Selbstverständlich bin ich taktvoll zur Seite gewichen, wenn auch voll Neid, denn die Beiden froren nicht, und an Stelle dieses Mannes würde ich vermutlich auch nicht gefroren haben. Mit dem Klappstuhl unterm Arm, hab' ich noch verschiedene Abstecker gemacht, ohne daß es sich gelohnt hätte. Doch zählte ich schadenfroh etwa zwanzig Passagiere, die keine Bärchen waren und trotzdem auf Deck übernachteten mußten. Nicht nur die Kabinen, jeder Winkel

im Schiffsinnern war besetzt. Der Speisesaal machte den Eindruck eines Wols für Obdachlose.

Am anderen Tag, bei der Mittagstafel, hatte ich meinen Platz an einem Tisch mit sieben Damen, die alle aus Sachsen und untereinander verwandt waren. Ich weiß heute ganz genau, was für Ohrringe die Urgroßmutter des Fr. Seifert getragen hat, auch weiß ich, daß geriebene Zwiebel mit Milch das beste Mittel gegen Bandwürmer ist. Mit unendlicher Dankbarkeit aber stelle ich anschließend fest, daß es noch eine Gerechtigkeit in der Welt gibt. Denn schon am Abend legte ein Schirokko daher, daß ich Veranlassung hatte, Fr. Seifert lächelnd darauf hinzuweisen, sie habe ihr Mittagessen nicht richtig verdaut. Als Entgegnung wollte sie mir stöhnend in den Arm fallen, aber ich bin schnell zur Seite gesprungen, und der junge Mann neben mir hat sie aufgefangen, der Verblendete!

Der Schirokko blies aus vollen Backen. Sein Atem wurde heißer und heißer, und das Schiff machte immer größere Hopser, rollte immer schwerer, von einer Seite zur anderen, so daß dicke Spritzer auf Deck klatschten. Die Leute, die gestern noch die schöne blaue Adria angehimmelt hatten, verfluchten heute diesen schmutzigen Drecksumpf. Drei alte Herren, denen es noch nicht schlecht genug ging, ärgerten sich blau, weil der südslawische Kriegsschiffsoffizier, der bis Kotor mitfuhr, sogar bei diesem Wetter freihändig umher spazierte, und weil es mir, einem simplen Berliner, möglich war, neben ihm zu spazieren und heißer zu plaudern. Mein Benehmen muß ungemein provozierend gewesen sein, aber es ist wirklich wahr, daß ich, sehr viel früher, als Matrose auf Seeschiffen gefahren habe, und das vergessen die Beine nicht, und auch der Magen rutscht vergnügt raus und runter, ohne sich weiter zu alterieren. Dafür kann ich nichts. Hätte ich den alten Herren den Gefallen tun sollen und ein bißchen Seetrant werden? O, ich Ungeheuer tat etwas ganz anderes: vor ihren Augen ging ich zum Essen, alle drei sind sofort zur Reeling gesprungen, ich war aber auch daran schuldlos, denn ich hatte Hunger, und für die Mägen anderer Leute, nicht wahr, sind wir nicht verantwortlich. Herrlich, diese Einsamkeit im Speisesaal! Der südslawische Kriegsschiffsoffizier und der Berliner — die einzigen Gäste. Dazu ein lautlos gleitender Steward, der aussah wie Joachim Ringelnatz. Beim Kuttel Daddeldu: das war sein Kopf, das war sein leises Lachen, und es wäre mir nicht eben sonderbar vorgekommen, wenn der Steward sich hingestellt und rezitiert hätte:

Eine Bark lies ein in Le Haver,
von Sidnee kommend, nachts elf Uhr drei.
Es roch nach Himbeereisig am Kai
und nach Hundeladaver.

Wahrscheinlich hatte ich zu viel Wein getrunken. Ach, der Wein war verdammt aut, bloß me! Und wie wir dann aufstehen wollen, setzt sich eine Dame an den anderen Tisch. „Das müssen wir sehen“, sag' ich heralder Kohling zu dem südslawischen Kriegsschiffsoffizier „das müssen wir sehen, wenn die Kette steckt!“ — Wer das nicht versteht, soll nicht danach fragen, es ist eine furchtbare Angelegenheit. — Aber die Dame dachte gar nicht ans Kettestecken. Im Gegenteil: sie aß mit Appetit eine Suppe, obwohl sie den Teller balancieren mußte, verzehrte ein Backfisch, eine Eierpeise, nahm, während es gegen die Bullaugen donnerte, zwei oder drei Pfirsiche, trank Kaffee, fing an zu rauchen.

Und nun muß man, zum Schluß, Kleist vorziehen, denn so ein Weib habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!

Sammler-Edel

Hindenburg-Jubiläums-Gedenkmünze. Das bayerische Hauptmünzamt hat anlässlich des 80. Geburtstags des Reichspräsidenten dem Reichsfinanzministerium einen Entwurf des Münchener Bildhauers Karl Göb für ein Fünfmarsstück mit dem Kopfe Hindenburgs unterbreitet. Das Ministerium hat die Ausprägung zwar nicht als Fünfmarsstück, jedoch als Gedenkmünze bewilligt. Diese Gedenkmünze, in Größe und Form mit einem Fünfmarsstück übereinstimmend, doch ohne Wertbezeichnung, wird jetzt bei der Staatlichen Bayerischen Münze geprägt. Sie ist mit Stempelglanz versehen, trägt avers das staatliche Münzzeichen „D“ sowie die Randstempelung „Bayer. Hauptmünzamt Silber 900“. Die Rehrseite der Münze zeigt das zweifach behelmte, vierfeldige Wappenschild v. Hindenburgs sowie das Reichsschild. Von selten schöner und reiner Prägung, stellt die Gedenkmünze ein Meisterwerk plastischer Kleinkunst dar, das ein wertvolles Andenken sein wird, um so mehr, als die Ausprägung der Münze in absehbarer Zeit eingestellt wird und ihr dadurch später auch ein Seltenheitscharakter verliehen werden dürfte. Ein Teilbetrag des Wertes wird an die Hindenburg-Spende abgeführt, so daß mit der Anschaffung der Gedenkmünze zugleich ein wohltätiger Zweck verknüpft ist.

Schutz den frotempfindlichen Garten- gewächsen.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß wir in unserem Garten die frotempfindlichen Gewächse mit Beginn des ersten starken Frostes vor seiner Einwirkung schützen, damit die Wurzeln nicht Rot leiden. Ist wird ein solcher Schutz ganz und gar vergessen, oder nicht für nötig gehalten, mitunter auch zu frühe oder in unrichtiger Weise angebracht. Eine kurze Anweisung dürfte daher angebracht sein.

Einige Blumen, wie Blumenrohr (Cama), Gladiolen, Knollenbegonien und die bekannten Dahlien sind gleich nach dem ersten Frost aus der Erde zu nehmen, da ihre knollenartigen Wurzeln derart empfindlich sind, daß sie selbst unter einer genügenden Schutzdecke erfrieren würden. Vorher schneidet man das angeordnete Kraut einige Zentimeter über dem Boden ab und gräbt die Knollen dann am besten mit einer Grabegabel vorsichtig aus. Die ausgehobenen Knollen läßt man in einem trockenen, luftigen Raume einige Tage zum völligen Abtrocknen liegen. Namentlich gilt dies für die Knollen der Begonien, die man, nachdem man sie von der anhaftenden Erde gereinigt hat, in vollständig trockenem Sande in kühler Stube aufbewahrt. Dagegen können die Knollen der anderen erwähnten Pflanzen im frostfreien Keller in nur ganz mäßig feuchter Erde oder ebenfolchem Sand eingeschlagen werden. Noch besser tut man, sie in Torf- und Säulnis zu schichten, der sie sehr gut gegen Vertrocknen und Säulnis schützt. Auch bei einigen zarten Stauden, wie z. B. Pampasgras, Bambusrohr, Eulalia u. a. ist es sehr angebracht, sie mit den Wurzeln auszuheben und im Keller einzuschlagen.

Auch viele andere Stauden zeigen sich in unserm Winter recht empfindlich, namentlich dann, wenn bei strenger Kälte die Schneedecke fehlt, die immerhin den besten Winterschutz für derartige Gewächse bildet. Daher kommt es, daß die Alpenflora in den hohen Gebirgslagen der strengsten Winterkälte widersteht, während ihre in die Ebene verpflanzten Vertreterinnen so leicht dem Froste erliegen. In der Ebene fehlt eben häufig die Schneedecke, die im Hochgebirge stets vorhanden ist. Daher ist es notwendig, Alpenpflanzen und andere schutzbedürftige Stauden, zu denen auch die Vertreter der ersten Frühlingsblumen unserer Gärten, die Stiefmütterchen, Bergklee, Veilchen und Gänseblümchen gehören, entsprechend gegen Kälte zu schützen. Es genügt dies schon durch eine Decke aus Leisten, nicht startholzigen Fichten- und Tannenzweigen. Bei vorübergehender milder Witterung sind jedoch die Zweige abzunehmen. Man legt sie seitwärts der Beete, um sie im Bedarfsfalle immer wieder zur Hand zu haben. Wo große Blätter unserer Waldsarnen zu haben sind, verwende man sie als Schutzdecke, sie sind bedeutend leichter und die Pflanzen leiden bei ihrer Anwendung weniger durch Druck. Hochstämmige Rosen, deren Stämme derart fest und steif geworden sind, daß sie sich also nicht mehr zum Boden niederlegen lassen, schützt man durch leichtes Einbinden in Nadelholzweige, von denen man diejenigen des Wacholders vorziehen sollte. Niemals aber sollte man die Krone in Stroh- oder Packeinen einbinden, da die Gefahr besteht, daß sich in dieser Umhüllung Mäuse einhüllen, die dann leicht die Kronenäste benagen. Ausreichenden Winterschutz bieten die sogenannten Rosenhauben die aus gefirnistem, kräftigen Papier hergestellt sind und in jeder größeren Samenhandlung zu haben. Es kommt bei all diesen Schutzdecken nicht so sehr darauf an, die Kälte abzuhalten, als vielmehr die Sonne, die, wenn sie nach eisigkalter Nacht die Wolken durchbricht, so mancher Pflanze verderblich wird. Die Schutzdecken, Packeinen und Bast, mit denen man Pfirsich-, Aprikosen- und Rosenspaltere im Winter zu behängen pflegt, sollen auch in der Hauptsache nur die Sonnenstrahlen von diesen Gewächsen abhalten. Man lüftet diese Decken zwar im zeitigen Frühjahr, damit die Luft zwischen Pflanze und Decke hindurchstreichen kann, läßt sie aber solange wie möglich hängen, um die Blüte der Pfirsiche und Aprikosen möglichst lange hinauszuschieben und die Neben am frühzeitigen Austreiben zu verhindern. M. S.

Die Behandlung der Zimmerpflanzen im Winter.

Die Ansprüche der eigentlichen Zimmerpflanzen, die uns jetzt entweder durch ihre immergrüne Belaubung oder durch ihren reichen Blütenflor erfreuen, ist je nach der Art dieser Gewächse recht oft verschieden. Am anspruchsvollsten sind im Winter die Blütenpflanzen und unter diesen wiederum diejenigen, deren Blütezeit in unsere Wintermonate fällt. Es handelt sich hier meist um krautartige Gewächse, die bei unvorsichtigem Begießen oder Besprengen leicht zur Fäulnis neigen, an deren Folgen sie dann rasch zugrunde gehen. Zu diesen Pflanzen gehören die verschiedenen Arten der Schlüsselblume, das Alpenveilchen, die im Winter blühenden Katzen- und der gegen Weihnachten blühende Winterstern. Sie sind auch alle, wie Blütenpflanzen überhaupt, sehr anspruchsvoll an die Belichtung. Die wärmebedürftigeren stehen am besten auf der Fensterbank eines mäßig erwärmten Zimmers, die härteren, so die Schlüsselblumen und die winterblühenden Heidekräuter, zwischen dem Doppelfenster, wenn das die Raumverhältnisse zwischen beiden Fensterflügeln gestattet. Ist strenger Nachtfrost zu befürchten, so öffnet man abends die inneren Fensterflügel etwas, damit die wärmere Stubenluft zu den Pflanzen gelangen kann. Abgeblühte Blütenriebe und welke Blätter schneidet man stets rechtzeitig mit scharfem Messer ab. Beim Gießen achte man darauf, daß die Stämme und grüne Teile nicht benetzt werden, um Fäulnis vorzubeugen.

Azalien und Kamelien, die im Zimmer getrieben werden sollen, erfordern ebenfalls einen hellen Standort. Sie sind öfters mit einem Zerstäuber zu besprengen; auch für möglichste Luftfeuchtigkeit ist zu sorgen. Die jungen Blatttriebe, die neben den Blütenknospen der Azaleen erscheinen und deren Entwicklung beeinträchtigen, sind frühzeitig auszubrechen. Kamelien müssen bis zum Abblühen unverändert und unverrückt an dem einmal ihnen angewiesenen Standort verbleiben, weil sie andernfalls sämtliche Knospen abstoßen.

Blattgewächse, darunter auch die Palmen stellen während des Winters keine großen Anforderungen an die Belichtung, da ihr Wachstum dann ruht; sie können deshalb etwas mehr im Innern des Wohnraumes aufgestellt werden. Es ist eine vielfach falsche Ansicht, daß die Palmen im Winter recht warm stehen müssen. Aber in warmem Raume mit seiner trockenen Luft fühlen sich die Palmen nicht wohl; ihre Blattspitzen trocknen dann ein, die älteren Blätter vergilben und sterben ab, schließlich stellen sich noch Schild- und Blattläuse, sowie sonstige tierische Schädlinge ein, alles Folgen einer zu hohen Wärme und trockener Luft.

Da die oft großen Blattflächen dieser Pflanzen reichliche Mengen Wasser verdunsten, darf die Erde in den Gefäßen niemals ganz trocken werden; doch sind größere Gefäße mit Vorsicht zu gießen. Das Gießwasser muß mindestens die Wärme des Raumes haben, in dem sich die Pflanzen befinden. Blattpflanzen mit kleinen Blättern müssen ab und zu tüchtig abgebraust werden, damit sie staubfrei werden, dagegen sind großblättrige Blattpflanzen wöchentlich einmal mit lauem Wasser und weichem Schwamme abzuwaschen. Mit dieser Reinigung kann gleichzeitig die Bekämpfung des Ungeziefers vereinigt werden. In diesem Falle setzt man dem Wasser etwas grüne Seife zu, jedoch muß am folgenden Tage mit klarem Wasser nachgespritzt werden. M. S.

Praktische Winte.

Neugepflanzte Obstbäume sind im ersten Jahr ziemlich frotempfindlich, in schneearmen Wintern mehr als in schneereichen. Deshalb empfiehlt es sich, wenigstens die Bepflanzungsstelle durch Anhäufeln von Erde zu schützen. Man sieht also Erde etwa 20 Zentimeter hoch über die Bepflanzungsstelle. Weiter ist es empfehlenswert, die Stämme, soweit sie nicht durch die Erde geschützt sind, zu kalten, damit im Frühjahr die schädigende Wirkung der Sonne abgeschwächt wird; denn gerade im Frühjahr, wenn die Sonne schon wieder größere Kraft besitzt, ist das Austauen am Tage und das Gefrieren während der Nacht der saftführenden Stammrinde so überaus schädlich. Durch die weiße Färbung des Kaltes wird der Einfluß der Sonne verringert, und deshalb tritt der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht nicht so stark hervor.